Wo ist des Menschen Heimat?

> Die Demut gibt jedem, auch dem einsam Verzweifelnden, das stärkste Verhältnis zum Mitmenschen, und zwar sofort, allerdings nur bei völliger und dauernder Demut. Sie kann das deshalb, weil sie die wahre Gebetsprache ist, gleichzeitig Anbetung und festeste Verbindung. Das Verhältnis zum Mitmenschen ist das Verhältnis des Gebetes, das Verhältnis zu sich das Verhältnis des Strebens; aus dem Gebet wird die Kraft für das Streben geholt.
>
> (Franz Kafka, Prosa aus dem Nachlass: Betrachtungen über Sünde, Leid, Hoffnung und den wahren Weg)

Vor 100 Jahren haben Franz Kafka und Rudolf Steiner diese Welt verlassen. Sie haben schon viel von dem vorausgesehen, was uns heute bedrückt oder sogar verzeifeln lässt. Kafkas Erzählungen stellen meist eine Situation dar, in der ein Ich-Erzähler oder der Protagonist in seinem Unterbewusstsein, wo das Gewissen haust, eine Lösung sucht, aber dann scheitert. Es ist unerheblich, ob er scheitert, weil er sich bei den ungeschickten Versuchen zuschaut, oder ob er zuschaut, wie er unvermeidlich scheitert. Es geht auch gar nicht um die Probleme, die sich der Protagonist meist selbst schafft, sondern um das, was er dabei empfindet. Vielleicht weil er selbst daran gelitten hat, schreibt er über die Unfähigkeit des modernen Menschen, der die Dampfmaschine und die Buchhaltung erfunden hat, sich emotional mit den Personen seiner Gesellschaft zu verbinden.
Im ersten Kapitel seines Romanfragmentes *Amerika* entlarvt Kafka das Ritual der hierarchischen Gesellschaft der Moderne, deren Entscheidungen vom vorschriftsmäßigen Rollenverhalten kontrolliert werden, und zeigt die Unfähigkeit der Personen, miteinander zu kommunizieren. Der Passagier Karl, der auf der Schiffsreise nach New York scheinbar zufällig seinen Onkel, den Senator Jakob trifft, empfindet keine Zuneigung zu ihm. Viel mehr fühlt er sich zum Heizer hingezogen, für den er sich in einem Kreuzverhör mit dem Kapitän mit seinem Plädoyer bravourös einsetzt, dessen Hand er später küsst und den er schließlich am meisten vermisst. Er gleicht seine Unfähigkeit, sein Leben unter Kontrolle zu bringen, mit wortreichen Argumentationen aus, kann aber seine Emotionen nicht angemessen zuordnen. Die Personen auf dem Schiff nach Amerika sind Teil der Mannschaftshierarchie, an der weder der Heizer mit seinen Beschwerden, noch der sprachgewandte Passagier Karl rütteln kann. Trotz ihrer erhabenen Stellung in der Gesellschaft sind auch der Kapitän und der Senator nur Spielfiguren einer traumartigen Szenerie:

> Der Senator legte die rechte Hand unter Karls Kinn, hielt ihn fest an sich gepreßt und streichelte ihn mit der linken Hand. So gingen sie langsam Stufe für Stufe hinab und traten engverbunden ins Boot, wo der Senator für Karl gerade sich gegenüber einen guten Platz aussuchte. Auf ein Zeichen des Senators stießen die Matrosen vom Schiffe ab und waren gleich in voller Arbeit. Kaum waren sie ein paar Meter vom Schiffe entfernt, machte Karl die unerwartete Entdeckung, daß sie sich gerade auf jener Seite des Schiffes befanden, wohin die Fenster der Hauptkassa gingen. Alle drei Fenster waren mit Zeugen Schubals besetzt, welche freundschaftlich grüßten und winkten, sogar der Onkel dankte, und ein Matrose machte das Kunststück, ohne eigentlich das gleichmäßige Rudern zu unterbrechen, eine Kußhand hinaufzuschicken. Es war wirklich, als gäbe es keinen Heizer mehr. Karl faßte den Onkel, mit dessen Knieen sich die seinen fast berührten, genauer ins Auge, und es kamen ihm Zweifel, ob dieser Mann ihm jemals den Heizer werde ersetzen können. Auch wich der Onkel seinem Blicke aus und sah auf die Wellen hin, von denen ihr Boot umschwankt wurde.

Karls unerwartete Entdeckung, dass sich die Matrosen „gerade auf jener Seite des Schiffes befanden, wohin die Fenster der Hauptkassa gingen“ lenkt den Blick auf die Kasse des Oberkassierers und Schubals Zeugen, die von dieser Fensterseite aus grüßen. Ihr „freundschaftliches“ Grüßen erhärtet den Verdacht, dass sie für ihre Aussage gut entlohnt wurden. Diesen Eindruck gewinnt man, wenn man beim Lesen sorgfältig hinhört. Die Beschwerde des Heizers wird zur Anhörung und im weiteren Verlauf zur Gerichtsverhandlung. Mit wenigen Pinselstrichen skizziert Kafka die Verdachtsmomente: Als der Heizer seine Beweisunterlagen herauskramt, sieht sich der Oberkassierer gezwungen, einzuschreiten. Er stellt den Heizer als bekannten Querulanten bloß. Die

Anklage des Heizers ist dann auch der Erwartung gemäß ungeordnet, so dass die Zuhörer die Geduld verlieren. Die Reaktion des Oberkassierers ist aber ein weiterer Hinweis auf eine heimliche Vereinbarung:

> Immerhin erfuhr man aus den vielen Reden nichts Eigentliches, und wenn auch der Kapitän noch immer vor sich hinsah, in den Augen die Entschlossenheit, den Heizer diesmal bis zu Ende anzuhören, so wurden doch die anderen Herren ungeduldig, und die Stimme des Heizers regierte bald nicht mehr unumschränkt in dem Raume, was manches befürchten ließ. Als erster setzte der Herr in Zivil sein Bambusstöckchen in Tätigkeit und klopfte, wenn auch nur leise, auf das Parkett. Die anderen Herren sahen natürlich hie und da hin, die Herren von der Hafenbehörde, die offenbar pressiert waren, griffen wieder zu den Akten und begannen, wenn auch noch etwas geistesabwesend, sie durchzusehen, der Schiffsoffizier rückte seinen Tisch wieder näher, und der Oberkassier, der gewonnenes Spiel zu haben glaubte, seufzte aus Ironie tief auf.

Das Schicksal, das den Protagonisten Karl Roßmann am Ende erwartet, kennt selbst der Autor nicht, aber er ahnt es, weil er die Handlungsweisen der Gesellschaft kennt. Warum sollte ein Sechzehnjähriger, bereits von der Gesellschaft Ausgestoßener, mit seiner Flucht nach Amerika seiner Situation entkommen? Und das erste Kapitel des Romanfragments zeigt, dass die Gesellschaft in seinem Zuhause beginnt. Der Vater und der Onkel sind die Richter, die das Urteil über ihn fällen. Diesen Eindruck vermittelt vor allem die wortreiche „Verteidigungsrede“ des Onkels, der Karls Geheimnis ganz bewusst zur Erklärung der Gründe für seine Ausreise nützt: Er wurde von einem Dienstmädchen verführt, die jetzt ein Kind von ihm erwartet, dem sie den Namen des Onkels gab. Der Onkel erklärt dann auch seine Anwesenheit auf dem Schiff: Der Junge wäre, „ohne die gerade noch in Amerika lebendigen Zeichen und Wunder, auf sich allein angewiesen, wohl schon gleich in einem Gäßchen im Hafen von New York verkommen, wenn nicht das Dienstmädchen in einem an mich gerichteten Brief, der nach langen Irrfahrten vorgestern in meinen Besitz kam, mir die ganze Geschichte samt Personenbeschreibung meines Neffen und vernünftigerweise auch Namensnennung des Schiffes mitgeteilt hätte“. Die Begegnung des Senators mit Karl ist also nicht zufällig. Man kann sich leicht vorstellen, wie er seinen Einfluss einsetzte, um seinen Neffen zu finden.
An Bord des Schiffes lernt Karl einen Slowaken kennen, der auf seinen Koffer aufpasst. Weil er „viel von den Gefahren gehört hatte, welche besonders von Irländern den Neuankömmlingen in Amerika drohen“, fragt er den Heizer, ob er Deutscher ist. Der Heizer, der natürlich Deutscher ist, sagt dem jungen Landsmann, dem die Ablehnung anderer Nationen aufgefallen ist, seine Meinung:

> »Überhaupt ist man hier gegen Fremde so eingenommen, glaube ich.« - »Haben Sie das auch schon erfahren? Na, dann ist's gut. Dann sind Sie mein Mann. Sehen Sie, wir sind doch auf einem deutschen Schiff, es gehört der Hamburg-Amerika-Linie, warum sind wir nicht lauter Deutsche hier? Warum ist der Obermaschinist ein Rumäne? Er heißt Schubal. Das ist doch nicht zu glauben. Und dieser Lumpenhund schindet uns Deutsche auf einem deutschen Schiff! ... »Das dürfen Sie sich nicht gefallen lassen«, sagte Karl aufgeregt. Er hatte fast das Gefühl davon verloren, daß er auf dem unsicheren Boden eines Schiffes, an der Küste eines unbekannten Erdteils war, so heimisch war ihm hier auf dem Bett des Heizers zumute.

Er fühlt sich beim Heizer zuhause, obwohl weit weg von seiner Heimat und ohne seinen Onkel zu kennen. Vielleicht kann er zu einem einfachen Arbeiter eher eine Beziehung aufbauen als zu seinem Onkel, der sich einer anderen Nation zugehörig fühlt, der er seinen sozialen Aufstieg verdankt. Beim Abschied nimmt er die Hand des Heizers, spricht zu ihm wie ein Vater zu seinem Sohn und verlässt ihn mit einem Handkuss „wie einen Schatz, auf den man verzichten muss“: „Du mußt dich aber zur Wehr setzen, ja und nein sagen, sonst haben doch die Leute keine Ahnung von der Wahrheit. Du mußt mir versprechen, daß du mir folgen wirst, denn ich selbst, das fürchte ich mit vielem Grund, werde dir gar nicht mehr helfen können.“ Er scheint die einzige Person zu sein, zu der Karl eine emotionale Beziehung aufbauen konnte. Das zeigt er auch in seiner überaus persönlichen Sprache.
Es geht Kafka vor allem sprachlich hier um eine Auseinandersetzung mit der Gesellschaftshierarchie. Wer so spricht wie der Onkel, gibt sich durch seine Sprache als Zugehöriger der oberen Gesellschaftsklasse zu erkennen. Auch Karl spricht so, als er sich beim Kapitän für den Heizer einsetzt. Nur zum Heizer findet er eine persönliche Sprache, wie man sie in einer liebevollen

Familie gebraucht. Zu ihm fühlt er sich hingezogen. Er drückt seine Gefühle ihm gegenüber so stark aus, als hätte er sie all die Jahre unterdrückt und könnte ihnen jetzt freien Lauf lassen. Der freundliche Abschied des Kapitäns gleicht dagegen eher einem Höflichkeitsritual, auch wenn er persönliche Worte findet. Als Karl ins Boot hinuntersteigt, ermahnt ihn der Senator zur Vorsicht, aber noch auf der ersten Stufe bricht er in Tränen aus. Die ungewöhnlich zärtliche Art und Weise, mit der ihn der Onkel tröstet, macht eher den Eindruck der Hilflosigkeit im Umgang mit Heranwachsenden. Eigentlich behandelt er ihn wie ein Kind: „Der Senator gab Karl gerade eine Ermahnung zu vorsichtigem Hinuntersteigen, als Karl noch auf der obersten Stufe in heftiges Weinen ausbrach. Der Senator legte die rechte Hand unter Karls Kinn, hielt ihn fest an sich gepreßt und streichelte ihn mit der linken Hand.“ Die Sprache, in der Karl im ersten Kapitel des Romans Amerika mit dem Heizer kommuniziert, ist die emotionale Sprache, die er nur mit jemandem spricht, bei dem er sich zuhause fühlt. Franz Kafaks Sprache ist authentisch und exklusiv, als würde er zu sich selbst sprechen: Gibt es für Franz Kafka überhaupt ein Zuhause außerhalb seiner Sprache? Wie kalt erscheint doch im Vergleich zur Sprache, in der seine Protagonisten Emotionen ausdrücken, die berechnende Sprache des Senators und die militärisch knappe Sprache des Kapitäns. Sie spielen eine Rolle und sprechen die Sprache, die jeder an ihrer Stelle in der Gesellschaft spielen würde.

Die Unfähigkeit, geordnete emotionale Beziehungen aufzubauen, ist kein klinischer Einzelfall, sondern ein Zeitphänomen. Nicht das Trauma eines sensiblen Rechtsanwalts, der seine Empfindungen als Schriftsteller verarbeiten will, ist der Schreibanlass, sondern die Zeitenwende. Die Züge, die am Stellwerk seines Onkels vorbeifuhren, alarmierten den jungen Rudolf Steiner. Er sah eine Zeit voraus, in der Menschen der Maschine gehorchen statt umgekehrt. Natürlich verlangt der Zug vom Bahnbeamten, der das Stellwerk bedient, äußerste Disziplin. Seine Verantwortung ist zwar die letzte Instanz, die Befehle erteilt, aber die Maschine bestimmt diese Verantwortung. Er hat keine Zeit, über Befehle nachzudenken. Aber er ist ein Mensch, und was er tut, ist unmenschlich. Im Elektronikzeitalter ist die Verantwortung noch viel größer geworden, denn die Entscheidungen werden für viele Stellwerke von der Kommandozentrale aus getroffen. Das gilt mit allen Konsequenzen militärischer Disziplin natürlich auch für den Krieg.

Die Vorträge Rudolf Steiners, die er im Lehrerseminar seiner ersten Schule für die Arbeiter der Zigarettenfabrik Waldorf-Astoria hielt und für alle Menschen, die an einer neuen Pädagogik für das Technologiezeitalter interessiert waren, geben Impulse für ein Leben in einer dem Menschen gemäßen Lebensweise im Einklang mit der Natur. In seinem vierten Vortrag, den er am 25. August 1919 vor den Seminaristen und zukünftigen Lehrern in Stuttgart gehalten hat, bestimmt er sein Konzept für die Pädagogik der Zeitenwende: „Es wird sich darum handeln, daß Sie sich nicht nach gewissen vertrackten Erziehungsgrundsätzen richten, die gerade in der neueren Zeit heraufgekommen sind, sondern daß Sie auf das sehen, was für die Entwicklung des Kindes wirklich von Bedeutung sein kann.“ Das Temparament der Kinder, ihre Freude, ihre Tränen und ihre Ungeduld, mit der sie sich in ihrem neuen Zuhause zurechtfinden, ihre ersten Versuche, mit Farben ein Bild zu gestalten, den Klang, den sie hören, nachzuahmen, ihre Gedanken in der Sprache auszuprobieren, mit den anderen Kindern zu spielen und zu singen: all das mitzuerleben und die Kinder in ihrer Arbeit zu begleiten, das ist die wichtigste Aufgabe ihrer Erzieher. Im Waldorf-Kindergarten und an Waldorfschulen werden Kinder zur Rücksicht auf die Natur angeleitet. Sie können dort mit Handwerk und Handarbeit auch ihre eigene Persönlichkeit entfalten, ihre Grenzen kennen lernen und ihre Neigungen erfahren. Glücklich zu schätzen sind die Kinder, die Erzieher und Lehrer haben, die sie bei ihrer Entwicklung begleiten und unterstützen, ganz gleich, in welche Schule sie gehen! Sie geben den Kindern und ihren Eltern ja ein Zuhause, eine Geborgenheit, an die sie sich erinnern, wenn sie auf sich allein gestellt und den Herausforderungen als Erwachsene ausgesetzt sind.

Die menschenkundliche Lebensphilosophie Rudolf Steiners beschränkt sich aber nicht auf eine Entwicklung der Kinder zu Persönlichkeiten, die den Angriffen einer immer unmenschlicheren Technologie standzuhalten wissen. Er hat erkannt, dass der Mensch auf dieser Erde nur Gast ist, wenn auch mit der ganzen Verantwortung eines Hausverwalters. Seine Aufgabe ist die Pflege der Erde im biodynamischen Landbau, die Bewahrung und der Schutz seiner Seele auf dem Weg in die

geistige Heimat, aber auch das entschlossene Bestreben, der Bevormundung durch Wirtschaft und staatliche Einrichtungen entgegen zu treten, wenn er für seine Mission frei sein will. In der Vorrede seiner Schrift zu den Kernpunkten der sozialen Frage schreibt er: „Die neuere Menschheit hat ein Geistesleben entwickelt, das von staatlichen Einrichtungen und von wirtschaftlichen Kräften in einem hohen Grade abhängig ist. Der Mensch wird noch als Kind in die Erziehung und den Unterricht des Staates aufgenommen. Er kann nur so erzogen werden, wie die wirtschaftlichen Zustände der Umgebung es gestatten, aus denen er heranwächst.“[1] Die Befreiung von der politischen und wirtschaftlichen Vormundschaft dient der geistig-seelischen Pflege der Heranwachsenden unter dem Schutz ihrer Erzieher, die sich nach bestem Gewissen für sie einsetzen. Sie stehen an der Seite der Eltern, die für ihre Kinder das Beste wollen. Gemeinsam finden sie eine Sprache, die es ihnen erlaubt, ihren eigenen Standpunkt mit Selbstvertrauen einzunehmen. So werden sie mit Selbstbewusstsein auf ihre Aufgaben vorbereitet, die eine immer komplexere Gesellschaft an sie stellt. Dabei spielt die Sprache, in der sie angeleitet werden, eine wichtige Rolle. Es ist nicht die intellektuelle Sprache der Erwachsenen, die nur der Informationsverarbeitung dient. Vielmehr erlebt in der emotionalen Sprache das Kind mit allen Sinnen, was ihm in der künstlerischen Erziehung vermittelt wird: Eine Umwelt, in der es sich zuhause fühlen kann.
Die Sprache des Kindes diene zunächst dem Ausdruck seiner Emotionen, denn es ist Teil des Kosmos, der in ihm Erstaunen, Ehrfurcht und Wissensdurst weckt. Die Urlaute A-E-I-O-U vermitteln diese Emotionen. Erst die Konsonanten stellen den Sympathie-Lauten den Rhythmus der Antipathie entgegen und strukturieren die Sprache. Rudolf Steiner wendet sich der musikalischen Seite der Sprache zu, aber auch der Verschmelzung des Wortsinns mit der Silbenstruktur des Wortes, d.h. der semantischen mit der morphologischen Seite. Das deutsche Wort 'Kopf' beschreibt die runde Form eines Trinkgefäßes (mhd. *kopf* = Trinkgefäß, Hirnschale; Span. *copa*), nicht die Funktion wie in BE *head (*<OE *heafod; got. haubið;* lat. *caput;* MHD *houbet* < NHD *Haupt*=der oberste Teil des Körpers).
Damit folgt Rudolf Steiner Ethnolinguisten wie Wilhelm von Humboldt, Alexander A. Potebnia und Lew S. Wygotski, die den inneren Wortsinn der Sprache untersuchten und die bedeutungsverleihende Namengebung betonten. Wenn der Bär „der Braune“ und der Stier „der Brüllende“ genannt wird oder der Mond „der Messende“, dann beschreiben diese Namen etwas Charakteristisches, das den Sprechern einer Kultur bemerkenswert erscheint. Mit der Namengebung verbinden sich die Sprecher einer Kultur persönlich mit gefährlichen Tieren oder mit Naturerscheinungen, die dadurch für sie erreichbar werden. Der Mond wird als Zeitmesser bezeichnet, der die Erde als Satellit in ihrem Jahreslauf begleitet. Wygotski bestimmt den Akt der bedeutungsverleihenden Namengebung als Verkörperung des Gedankens:

> Folglich sind wir berechtigt, die Wortbildung als Phänomen des Denkens zu betrachten.
> Somit ist die Wortbedeutung gleichzeitig ein sprachliches und ein intellektuelles Phänomen. Die Wortbedeutung ist nur insofern ein Phänomen des Denkens, als der Gedanke mit dem Wort verbunden und im Wort verkörpert ist – und umgekehrt: sie ist nur insofern ein Phänomen der Sprache , als die Sprache mit dem Gedanken verbunden und durch ihn erhellt ist. Sie ist ein Phänomen des sprachlichen Denkens oder der sinnvollen Sprache, sie ist die *Einheit* von Wort und Gedanke.[2]

Walter Benjamin entnimmt der Schöpfungsgeschichte, dass Gott, nachdem er die Tiere geschaffen und sie durch den Namen erkannt hatte, den Menschen als Namengeber erschaffen hat: „Das absolute Verhältnis des Namens zur Erkenntnis besteht allein in Gott, nur dort ist der Name, weil er im innersten mit dem schaffenden Wort identisch ist, das reine Medium der Erkenntnis. Das heißt: Gott machte die Dinge in ihren Namen erkennbar. Der Mensch aber benennt sie maßen der

---

1 Steiner, Rudolf (1919). Die Kernpunkte der sozialen Frage in den Lebensnotwendigkeiten der Gegenwart und der Zukunft. Vorrede und Einleitung zum 41. bis 80. Tausend dieser Schrift. In: Rudolf Steiner. Gesammelte Werke. Zweitausendeins, Frankfurt a.M. 2010.
2 Wygotski, Lew Semjonowitsch ([1934] 1964). Denken und Sprechen. Kap. 7: Gedanke und Wort. Hrsg. von Johannes Helm. Übers. von Gerhard Semekow. Nachdruck der 5. Auflage S. Fischer, 1974; Lizenz des Akademie-Verlags, Berlin, 1964, S. 293.

Erkenntnis.“[3] Im Motto zu Wygotskis Hauptwerk zitiert der Herausgeber den Autor mit einer Naturbeobachtung, die den Kern dieser Aussage enthält: „Das Bewusstsein spiegelt sich im Wort wie die Sonne in einem Wassertropfen … Das sinnvolle Wort ist der Mikrokosmos des Bewusstseins.“
Unsere Unzulänglichkeit ist dabei eigentlich die menschlichste Tugend. Auch in unseren erhabensten Gedanken können wir den Geist des Bewusstseins nicht erfassen. Der Beginn des Johannesevangeliums ist so unerklärlich wie die Sonne in einem Wassertropfen:

> 1 1 Von Anfang an gab es den, der das Wort ist.
> Er, das Wort, gehörte zu Gott.
> Und er, das Wort, war Gott in allem gleich.

Wir können erahnen, dass unsere Sprache immer nur auf der Suche sein kann. Gottes Sohn ist das Wort, das unter uns gewohnt hat:

> 1 14 Er, das Wort, wurde ein Mensch.
> Er lebte bei uns, und wir sahen seine Herrlichkeit,
> die ihm der Vater gegeben hat –
> ihm, seinem einzigen Sohn.
> Er war ganz erfüllt von Gottes
> Gnade und Wahrheit.[4]

Wenn wir dem Menschen so begegnen, wie Johannes seine Begegnung mit Gottes Sohn beschreibt, wenn wir also das Licht erkennen, das jedes menschliche Wesen als Geschenk auf diese Erde bringt, dann verstehen wir Kafkas Aphorismus:

> Das Verhältnis zum Mitmenschen ist das Verhältnis des Gebetes, das Verhältnis zu sich das Verhältnis des Strebens; aus dem Gebet wird die Kraft für das Streben geholt.

Demut ist die wahre Gebetssprache. Sie setzt aber voraus, dass wir unsere Beschränktheit als Tugend erkennen und annehmen. Wenn wir das nicht rechtzeitig tun, sind wir am Ende auch nicht schlauer. Unserem Schicksal können wir ja nicht entgehen. In *Kleine Fabel* kommt der gute Ratschlag zu spät:

> »Ach«, sagte die Maus, »die Welt wird enger mit jedem Tag. Zuerst war sie so breit, daß ich Angst hatte, ich lief weiter und war glücklich, daß ich endlich rechts und links in der Ferne Mauern sah, aber diese langen Mauern eilen so schnell aufeinander zu, daß ich schon im letzten Zimmer bin, und dort im Winkel steht die Falle, in die ich laufe.« – »Du mußt nur die Laufrichtung ändern«, sagte die Katze und fraß sie.[5]

Gute Ratschläge gibt es zur Genüge. Versteht man Aldous Huxley und George Orwell richtig, so erkennt man die Risiken der Sicherheit, die Kafkas Maus zu spät erkennt. Eine Welt, die nach Sicherheit strebt, aber immer größere Risiken eingeht, hat das Wichtigste nicht verstanden. Am Ende geht es nicht darum, wer gewinnt. Es geht eigentlich darum, mit Menschen zusammenzuleben, die anders sind, und ihren kulturellen Reichtum zu schätzen. Hautfarben, Rassen, Ethnien, Genealogien und Klassen sind nur imaginäre Trennwände, aufgezwungen vom Gesellschaftssystem. Sie alle haben eines gemeinsam: Sie zeigen uns unsere kulturellen Grenzen. Unsere Demut schenkt uns das Glück, uns selbst mit unserer Beschränktheit anzunehmen. Menschen, die keine Wohnung haben, die auf der Suche nach ihrer Heimat sind, lehren uns, dass wir eigentlich alle auf der Suche nach unserer Heimat sind.
Im Kern entspricht diese demütige Haltung der Lehre unseres Meisters Jesus Christus, der uns in der Begegnung mit Menschen, die von der Gesellschaft stigmatisiert werden, ein Beispiel gegeben hat.

---

3 Benjamin, Walter (1916). Über Sprache überhaupt und über die Sprache des Menschen. In: Walter Benjamin. Gesammelte Werke 1. Lizenz des Wunderkammer Verlags. Zweitausendeins, Frankfurt a.M. 2011, S. 213.
4 BasisBibel (2024). Deutsche Bibelgesellschaft. Stuttgart. - Online: www.die-bibel.de
5 Kafka, F. Prosa aus dem Nachlass.

Wie kann christlich handeln, wer noch in Gedanken, Worten oder Taten einen Unterschied macht, wenn er einem Steuereintreiber, einer Prostituierten, einem Kriminellen, einem Behinderten oder einem Samariter, also Zugehörigen zu einer anderen sozialen Klasse, einer anderen Kultur oder Religion, ja selbst den von der Gesellschaft Ausgestoßenen oder Geächteten gegenübertritt?
Unser Leben wird in einer Zeit zunehmender Katastrophen und Hungersnöte, die eigentlich nur entschiedenes Denken und Handeln in Gemeinschaft erlaubt, immer noch vom Konkurrenzdenken bestimmt. Ein fataler Anachronismus! Wenn uns jetzt nur die Erhaltung unseres Lebensraums retten kann, muss man dieser Aufgabe doch alles andere unterordnen. Der kleine Rest der vielen nativen Völker, die Opfer einer globalen Wachstumspolitik sind − Hüter der Erde und Zeugen der Zerstörung, mutige Menschen, die schon lange an der Wiederherstellung des Ökosystems arbeiten – , könnten in ihrer Heimat, auf ihrem Grund und Boden das Wunder der Wiederaufforstung mit bewährten Techniken des Landanbaus vollbringen. Das zu ermöglichen sind wir ihrer und unserer Kultur schuldig. Doch die Voraussetzung für das Gelingen einer weltweiten kulturellen Begegnung, die sich zurzeit vollzieht, ist ein längst fälliger Bewusstseinswandel in allen Lebensbereichen.
Das Lied von Paul Gerhardt, das in Totenmessen gesungen wird, sollte man nicht erst im Angesicht des Todes kennen lernen:

> Ich bin ein Gast auf Erden
> Und hab hier keinen Stand,
> Der Himmel soll mir werden,
> Da ist mein Vaterland.[6]

Wir sind Gast mit der Verantwortung für unsere irdische Heimat auf dem Weg in die ewige Heimat. Dietrich Bonhoeffer schreibt während seiner Theologenausbildung, die er gegen den Willen des Naziregimes absolviert hat:

> Ich bin ein Gast auf Erden – damit bekenne ich, daß meine Zeit kurz bemessen ist. Auch habe ich hier kein Anrecht auf Besitz und Haus. Alles Gute, das mir widerfährt, muß ich dankbar empfangen, Unrecht und Gewalttat aber muß ich leiden, ohne daß einer für mich eintritt. Einen festen Halt habe ich weder an Menschen noch an Dingen. Als Gast bin ich den Gesetzen meiner Herberge unterworfen, Die Erde, die mich ernährt, hat ein Recht auf meine Arbeit und meine Kraft. Es kommt mir nicht zu, die Erde, auf der ich mein Leben habe, zu verachten. Ich darf einem Los, ein Gast und Fremdling sein zu müssen, und damit dem Ruf Gottes in diese Fremdlingschaft nicht dadurch ausweichen, daß ich mein irdisches Leben in Gedanken an den Himmel verträume. Es gibt ein sehr gottloses Heimweh nach der anderen Welt, dem gewiß keine Heimkehr beschieden ist. ... [7]

Lörrach, den 21. Februar 2024 Bernhard Wahr

Copyright ©

All rights reserved. Apart from any fair dealing for the purposes of research or private study, or criticism or review, no part of this text may be reproduced, stored or transmitted in any form or by any means without the prior permission in writing from the publisher.

6 Gerhardt, Paul (1607-1676). Gedichte und Lieder für die lutherische Liturgie. – Vgl. Psalm 119, 19.a
7 Dietrich Bonhoeffer, Werke (1937-1940). Bd. 15, S. 529f.